

21. 9. 1928



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Gott drohet zu strafen alle, die seine Gebote übertreten: darum sollen wir uns fürchten vor seinem Zorn und nicht wider seine Gebote tun. Er verheißet aber Gnade und alles Gute allen, die seine Gebote halten: Darum wollen wir ihn auch lieben und vertrauen und gerne tun nach seinen Geboten.

Martin Luther.

Anfangs tritt vor die Seele nur ein böser Gedanke, dann eine mächtige Einbildung; hierauf die Lust, endlich die Einwilligung. So dringt der böse Feind von einem Wall zum andern, wenn ihm nicht im Anfang Widerstand geleistet wird.

Thomas von Kempen.

Reiniget euch! Bringe immer mehr Hohes, Heiliges, Ernstes, Himmlisches in dein Herz hinein; fülle dich täglich mit den großen Gedanken, wie sie aus der Schrift dir entgegenfließen; dann werden sie finstere, sündige Gedanken dir vertreiben und deine Phantasie heiligen und die unreinen Bilder verdrängen.

Conrad.

Ein reines Herz, Herr, schaff in mir,
schließ zu der Sünde Tor und Tür;
vertreibe sie und laß nicht zu,
daß sie in meinem Herzen ruh'. Amen.

Das neunte und zehnte Gebot.

Du sollst nicht begehren dienes Nächsten Haus.
Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib,
Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist.

Es geht durch unser Geschlecht ein gewaltiges Streben nach äußeren Verbesserungen. Welch eine Fülle von Umgestaltungen auf den verschiedensten Gebieten haben wir in den letzten Jahren erlebt. Aber was helfen alle solche Reformen, wenn dabei der Mensch der alte bleibt, ja wenn dabei der Mensch schlechter wird, roher und gnußfüchtiger. Fortschreitender, sittlicher Verfall zeigt uns deutlich, daß die äußeren Verbesserungen allein, so gut und wichtig sie sind, unser Volk nicht wieder in die Höhe bringen. Sie schaffen keine neue, bessere Zeit, wenn die Menschen die alten bleiben, sondern neue, bessere Menschen führen eine bessere Zeit herauf. Darum muß das Streben nach Reformen zu einem rechten Bitten und Ringen werden um eine Reformation, die von innen anfängt.

„Du sollst nicht begehren“, beginnen das neunte und das zehnte Gebot. Diese beiden Gebote gehören zusammen. Beide wollen den Menschen zur Einkehr bei sich selbst führen. Sie sagen ihm: „Auf das Herz kommt es an“. Nicht bloß vor der bösen Tat und

dem bösen Wort sollen wir uns hüten, unser Herz soll Gott gehören.

Das Herz ist die Brunnstube, aus der die Quellen emporspringen. „Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens, und ein boshafter Mensch bringt Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens“, sagt der Herr (Luk. 6, 45). Ist es mit dem Herzen des Menschen recht bestellt, dann kann auch sein Wandel und sein Reden vor Gott bestehen. Ist aber die Brunnstube des Herzens verseucht, dann ergießt sich das giftige Wasser in die Leitungen und bringt Verderben in bösen Worten und Werken.

Ich glaube, daß diese Wahrheit uns aufrütteln kann. Was wir Böses getan haben, und worüber unser Gewissen uns straft, das ist nicht ein vereinzeltes Werk. Wir haben uns nicht bloß einmal vergessen. Wir hatten nicht nur einen unglücklichen Augenblick. Aus unserem Herzen ist unser Tun herausgekommen. Erkennen müssen wir nun, wie wenig wir taugen. Wäre unser Herz anders, wir hätten nicht so gehandelt.

Unser Herz soll Gott gehören. Daß schon das Begehren des Herzens Sünde ist, das wird uns im neunten und zehnten Gebot klar gemacht an dem Hause des Nächsten und an dem, was zu seinem Hause gehört. Haus und Hof des andern, das Erbe seiner Väter, sollen uns heilig sein. Nicht mit List, nicht mit dem Schein des Rechts sollen wir trachten nach dem, was uns nicht gehört. Gott stellt das böse, neidische Begehren unter sein Gericht.

Auch das, was in dem Hause lebt, die Familie, nimmt Gott in seinen Schutz. Friede und Eintracht sollen im Hause herrschen. In Treue sollen alle zueinander halten: Mann und Weib, Eltern und Kinder, Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Wehe uns, wenn wir das häusliche Glück des andern stören. Nicht durch Verlockungen, nicht durch List, nicht durch böse Reden darf jemand die Herzen der Hausgenossen einander entfremden. Und wenn er unter der Maske der Freundschaft kommt, Gott sieht die böse Absicht und verdammt sie.

Neidisches Begehren nach dem, was dem andern gehört, finden wir oft in unseren Tagen. Weil soviel Niedriges hervorkommt, leben wir in einer schweren Zeit der Versuchungen zu mancherlei bösen Gedanken und Wünschen. Unser Herz mit all seinem Streben soll Gott gehören. Aber so oft stehen Gottes Wille und unser Begehren wider einander.

Sogar an unsern Herrn und Heiland hat sich die Versuchung zu bösem Begehren herangewagt, indem der Versucher ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit anbot. Von Gott wollte er ihn trennen und sein Herz mit goldenen Ketten an die Welt binden. Es war ein großes Kämpfen und Leiden. Aber Jesus blieb Sieger. Darum wollen wir unser schwaches Herz dem über-

geben, der der Sieger geblieben ist. Er rüttelt uns auf, daß wir diesen Kampf wider die Begierden bitter ernst nehmen. Er vertreibt die unreinen Neigungen und das böse Wollen. Er zeigt uns seine unendliche Liebe, die am Kreuz offenbar geworden ist, und füllt unser Herz mit Gedanken, die in heißer Liebe und in innigen Gebeten sich ihm zuwenden. Er bringt unser unreines Herz unter sein Kreuz und stellt es unter sein Vergeben, daß wir rein werden.

Menschen mit reinem Herzen brauchen wir, dann gehen wir einer neuen, besseren Zeit entgegen, Menschen, die sich frei machen lassen vom bösen Begehren, von Selbstsucht und Hochmut, von Ehrgeiz und Neid. Das ist die wichtigste Reform, die Erneuerung des Herzens. Darum laßt uns die Mahnung Gottes hören: „Gib mir dein Herz“.

Michael Meyenburg.

Von Paul Schreckenbach. (Nachdruck verboten.)

Mit freundl. Genehmigung des Verlags L. Staackmann, Leipzig. Preis geb. Ganzleinen 6,— Mk.

(1. Fortsetzung.)

Meyenburg folgte dem Räte, wurde aber nicht vorge lassen, da die beiden Bürgermeister und der Syndikus der Stadt gerade eine Sitzung abhielten. Sie währte schier endlos, der Nachmittag ging fast darüber hin. Um die Zeit totzuschlagen, bequemte er sich dazu, mit den beiden Stadtknechten, die sich im Vorzimmer der Ratsstube aufhielten, ein Kartenspiel zu beginnen. Sie forderten ihn dazu auf, denn sie kannten ihn nicht und hielten ihn wohl für einen ihresgleichen. Bei der Unterhaltung während des Spieles hörte er vieles, was ihm zu denken gab. Die beiden waren offenbar auch vom Geiste ergriffen, denn auch sie redeten von Gottes Wort, dem inneren Lichte, der christlichen Freiheit und anderen hohen Dingen, von denen ihre einfältigen Seelen wenig oder nichts verstehen konnten. Sie raunten ihm auch zu, so wie es jetzt sei, werde es nicht lange mehr bleiben in Mühlhausen, die Herren, die da drinnen saßen, müßten herunter von ihren Stühlen, denn die kleinen Tyrannen müßten ebenso gestürzt werden wie die großen.

Endlich öffnete sich die Türe. Der eine Bürgermeister schritt heraus und begab sich nach Hause, und nun ging einer der Stadtknechte hinein, um Meyenburg bei den Zurückgebliebenen anzumelden. Gleich darauf stand er vor einem langen Tische, hinter dem zwei Männer vor einem ungeheuren Stöße von Papieren saßen. Der eine, der große, dicke, war der Bürgermeister, der andere, ein kleiner, beweglicher Mann mit ungemein schlaun Augen, der Syndikus der Stadt, Doktor von Otthera.

„Na aber!“ sagte der Bürgermeister mit seiner fetten Stimme. „Ihr seid es, Herr Syndikus von Nordhausen? Da meldet mir der Hammel einen fahrenden Knecht! Habt Ihr eine Botschaft Eures Rates an uns?“

„Ich komme in eigener Sache,“ erwiderte Meyenburg, erzählte, was ihn hergeführt hatte und bat, die Jungfrau aus dem Kloster holen zu lassen und ihm zu übergeben.

Der Bürgermeister zog seine Stirn in schwere Falten. „Was meint Ihr dazu, Herr Doktor?“ wandte er sich an Otthera.

Der rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her. „Der Herr Kollege von Nordhausen möge mir's nicht verübeln, wenn ich sage: das kann nicht sein. Bürgermeister und Rat dürfen es nicht verderben mit dem Herzog Georg, denn er ist ihre einzige Stütze. Die Herren in Nordhausen werden es auch noch erfahren, denn die Zeitläufte werden immer seltsamer. Greifen wir in die Rechte des Klosters, so erzürnen wir den Herzog höchlich. Er hält ja, wie Ihr wißt, streng am alten Glauben fest. So werdet Ihr denn selbst einsehen, daß es nicht angeht, Euch bei Wegführung Hilf' und Beistand zu leisten.“

Meyenburg sah das sehr wohl ein. Diese Leute hatten wirklich nur noch eine Hoffnung, die auf die Hilfe des Herzogs. Vielleicht konnte er ihren bevorstehenden Sturz nicht abwenden, aber er konnte sie, wenn es zum Kriege mit dem Propheten kam und sie bis zum Siege der Fürsten noch lebten, wieder in ihre Würden und Ehren einsetzen.

Wäre er Syndikus dieser Stadt gewesen, so hätte er auch nicht anders geraten als Otthera.

„Ihr seht, es geht nicht,“ sagte der Bürgermeister nach einem langen Schweigen.

„Wenn ich aber die Jungfrau selber aus dem Kloster holte, auf eigene Gefahr und ohne Euch zu bemühen — was tötet Ihr dann?“

Der Bürgermeister blickte wieder seinen Syndikus an. „Was meint Ihr dazu, Herr Doktor?“

„Was er auf eigene Gefahr tut, kann uns nicht kümmern, Herr,“ entgegnete Otthera. „Es sind ja schon etliche Schwestern abgeholt worden von ihren Brüdern oder Gefreundeten, und wir haben's nicht gehindert, könnten's auch nicht hindern, denn es könnte leicht dadurch ein Aufbruch des Volkes erregt werden. Wäre ich an Eurer Stelle, so ginge ich hin zur Domina (Leiterin des Klosters) und bäte sie, mir die Jungfrau mitzugeben in aller Stille. Sie wird es Euch schwerlich weigern, denn es ist jetzt nicht die Zeit, ein Weib im Kloster zurückzuhalten wider ihren Willen, am wenigsten in Mühlhausen.“

Der Bürgermeister neigte bestätigend seinen großen Kopf. „Ihr habt guten Rat gehört. Handelt danach!“

Meyenburg bedankte sich und ging. Auch ihm schien es, als ob er auf diesem geraden, einfachen Wege sein Ziel am sichersten erreichen werde. Auf der Treppe begegnete ihm sein Freund, der Ratsherr Lamhardt, dem er sogleich alles erzählte und den er bat, ihm behilflich zu sein.

„Ich geleite dich zum Kloster, und wir wollen eilen, denn es dunkelt schon stark,“ antwortete Lamhardt und zog ihn am Arme mit sich.

Einige Minuten später standen sie vor dem großen Gebände und suchten Einlaß zu gewinnen. Aber kein Klopfen, Pochen und Rufen half. Das vollkommen dunkle Haus, aus dem nirgendwo ein Lichtschein herausbrach, blieb verschlossen. Es war, als läge es von seinen Bewohnern verlassen. Dagegen wurde es auf der Straße immer lebendiger, denn alle Vorübergehenden blieben stehen und sammelten sich zu einem dichten Haufen. Einige von den jüngeren Leuten begannen zu johlen und zu pfeifen, und schon flog ein schwerer Stein nach der Klofertür.

„Komm!“ flüsterte Lamhardt. „Wir wollen gehen. Du mußt morgen am hellen Tage Einlaß suchen. Bleiben wir hier, so kann leicht eine Gewalttat geschehen. Die Leute denken, wir wollen einen Pfaffensturm beginnen, und dazu findet man in Mühlhausen nur zu willige Helfer.“

Er schritt eilig davon, und Meyenburg folgte ihm, aber verdrossen und fast mutlos. Was sollte werden, wenn sich auch morgen die Klosterpforte nicht für ihn öffnete? Niemand half ihm, viel Zeit hatte er nicht zu verlieren, und so mußte er vielleicht morgen oder übermorgen die Stadt wieder verlassen.

Da kam ihm mit einem Male eine Hilfe, die er nimmer erwartet hätte. In der Tür einer Trinkstube, die mit Menschen angefüllt war, stand der Ratsherr Schiele und erkannte ihn im Lichte der über der Tür hängenden großen Laterne.

„Kommt zu uns herein, Freunde!“ rief er überlaut. „Der Rat hat jedem Viertel ein großes Faß Bier verehrt, weil wir uns heute so wacker getummelt haben. Er hat doch lange nichts so Gescheites getan. Es ist nun freilich fast leer, aber wir schroten eben ein neues an. Da könnt ihr uns helfen.“

Meyenburg trat näher und bemerkte mit ziemlichem Erstaunen, daß Schiele, dieses erlesene Gefäß des Geistes, nicht mehr ganz nüchtern war. Auch seine Gesellen schienen noch nicht weit gediehen zu sein in der „Entgröbung“, denn sie saßen mit biergeröteten Gesichtern da, lachten und schrien und machten durchaus nicht den Eindruck von Männern, die sich entschlossen haben, ein Leben der göttlichen Traurigkeit zu führen.

Der Anblick der halbtrunkenen Prophetenjünger erzeugte in Meyenburg einen plötzlichen Umschwung der Stimmung. Der Gegensatz ihrer Trinkfreudigkeit zu dem überstiegenen, hochtrabenden Verede, das er den halben Nachmittag über hatte anhören müssen, erschien ihm so überaus lächerlich, daß er sich nur mit Mühe beherrschte. Am liebsten wäre er in ein lautes Gelächter ausgebrochen, aber er ließ es doch lieber bei einem Lächeln bewenden, da er die unberechenbare Reizbarkeit der verschrobenen

Geister kannte. Aber sein Verdruß war mit einem Male fast verschwunden. Morgen war auch ein Tag, mochte der seine eigene Plage haben.

Während die einen ein geistliches, die anderen ein sehr ungeistliches Lied anstimmten, begann sich Schiele auf die Angelegenheit, die Meyenburg nach Mühlhausen geführt hatte, und ließ sich erzählen, wie es ihm ergangen war. Seine Mienen wurden, während Meyenburg berichtete, immer strahlender, seine Augen glänzten immer heller, jeder mußte sich sagen, der ihn sah, daß ihm wahrscheinlich ein großer und sehr vernünftiger Gedanke aufgedämmert war. So war es in der Tat, er hatte in seinem anschließigen Geiste einen Plan gefaßt, der ihm sehr ersprißlich deuchte. Als nun nach Beendigung des Berichtes der Gesang schwieg und alle ihre Gesichter in die Bierkrüge versenkten, schien ihm der Zeitpunkt günstig, diesen Plan seinen Mitbürgern zur Kenntnis zu bringen. „Ich will euch eine Rede halten, Freunde!“ rief er.

„Gut! Gut!“ schrie es von allen Seiten, nur aus der einen Ecke brummte eine grobe Stimme: „Haltet lieber das Maul und keine Rede!“

Einige lachten, doch Schiele ließ sich das nicht anfechten, hatte es wohl kaum gehört. Er kletterte auf einen Holzstuhl, schwankte aber bedenklich hin und her und mußte von zwei Getreuen gestützt werden. Nachdem er so mit das Gleichgewicht errungen hatte, begann er: „Bürgermeister und ehrbarer Rat von Mühlhausen! Ja so — liebe Mitbürger und Gewattern! Der Mann hier, der neben mir sitzt, ist mein günstiger Freund Herr Michael Meyenburg, der Stadt Nordhausen Syndikus. Wißt ihr, warum er zu uns herübergekommen ist? Er hat wollen eine Nonne aus dem Brückenloster holen, was ein gutes Werk ist und dem Herrn wohlgefällt.“

„Richtig!“ riefen einige Stimmen dazwischen,

„So ist er aufs Rathaus gezogen und hat Beistand verlangt zu seinem guten Werke. Aber was hat man ihm für eine Antwort gegeben? Man könnte ihm nicht helfen, denn der Dresdener Herzog litte es nicht. Er solle gehen und sie selber herausführen. Bürger, Männer und Gewattern! Der Mann darf nicht länger unser Bürgermeister sein, denn er hört nicht auf Gottes Wort und tut nicht seinen Willen. Er muß herunter. Denn der Geist spricht: Ich will die Söhne der Finsternis vertilgen und will die Gottlosen vom Stuhle stoßen.“

Darauf riefen einige laut Beifall, andere lachten, denn Schiele hatte sich in seinem Eifer so weit nach vorn gebeugt, daß er in dringende Gefahr geriet, das von ihm geweissagte Schicksal der Gottlosen selber zu erleiden. Er fand sich indessen noch einmal zurecht und fuhr mit schallender Stimme fort: „Aber das hat Zeit, Männer, liebe Brüder! Dagegen hat unser Meyenburg keine Zeit, denn er muß zurück nach Nordhausen. So ist er denn vor das Kloster gezogen und hat Einlaß begehrt. Aber die alte Bettel, die Domina, hat die Tür zugehalten. Brüder, bedenkt, es sitzt nun drüben im Kloster ein armes Maidlein, das sich sehnt nach der Freiheit der Kinder Gottes, aber siehe, es wird festgehalten von den Kindern der Bosheit und muß hinter den fahlen Mauern“ —

Er brach ab. Ein mildes Schluchzen überkam ihn, und seine Augen füllten sich mit heißen Tränen. Auch über vieler seiner Genossen Antlitz rann die salzige Träne.

Meyenburg verbarg bei diesem Anblick sein Gesicht in beide Hände, legte sich vornüber auf den Tisch und lachte so in sich hinein, daß ihm fast der Atem ausging. Das Zucken seiner Schultern wurde von den Nächststehenden als Zeichen eines wilden Schmerzensausbruches gedeutet und erregte großes Mitleid, rief auch bei manchen ein neues Geheul hervor.

Inzwischen hatte Schiele den Gebrauch seiner Stimme wiedererlangt und rief: „Sollen wir das leiden, liebe Brüder? Nein, wir leiden das nicht, und niemand wird es uns wehren. Nehmt das Bauholz, das der Wirt vor der Tür liegen hat, und rennt mit dem Balken die Tür ein! Es ist hohe Zeit, daß die letzte Stätte der alten Finsternis aus Mühlhausen verschwindet. Es liegt dort auch im Keller noch manches Fäßchen von unserem guten Bier und auch manches Faß mit Wein. Das weiß ich gar wohl. Die holen wir heraus.“

Tobendes Beifallsgejohle erhob sich von allen Seiten, und die meisten sprangen auf und folgten Schiele, der auf unsicheren Beinen, aber stolz erhobenen Hauptes dem Ausgang zustrebte. Meyenburg war über die Wendung zuerst tief erschrocken und wollte sich den Berauschten entgegenwerfen. Aber er unterdrückte die Regung sofort, denn es kam ihm zum Bewußtsein, wie trefflich die trunkenen Prophetenjünger ihm in die Hände arbeiteten. Er brauchte ihnen ja nur zu folgen, und er war am Ziele. Widersetzte er sich dagegen, so wurden sie ihm mit einem Male alle feind, und er geriet in arge Bedrängnis.

So schloß er sich denn dem Zuge an, der sich schreiend, singend, brüllend und lachend nach dem Kloster hinwälzte. Als er vor dem Tore ankam, waren schon etwa zehnhundert Menschen beisammen, denn aus den näher gelegenen Häusern strömten die Bewohner herbei, die sich eben hatten zur Ruhe niederlegen wollen und nun leichte Beute witterten. Sogar Frauen und Mädchen fehlten nicht.

Die schwere eichene Pforte war fest verriegelt und verschlossen, aber in wenigen Minuten brach sie zerplittert zusammen, und nun ergoß sich der Menschenstrom ins Innere und drang in alle Räume ein. Alle Türen wurden eingetreten oder eingeschlagen, aller Hausrat entweder geraubt oder verwüstet, die Vorräte an Schwären weggetragen, die Fässer aus dem Keller geschafft und auf die Straße gerollt. Sogar die Fenster wurden zertrümmert, und so bot das Kloster bald das Bild einer grauwollen Zerstörung.

Meyenburg eilte die Treppe hinauf, wo er die Zellen der Schwestern vermutete. In der Rechten trug er ein Windlicht, das er drunten einem halbwüchsigem Jungen aus der Hand gerissen hatte.

Droben fand er wirklich die Zellen der Nonnen, aber alle waren verschlossen, und auf sein Klopfen und Rufen erfolgte keine Antwort. Da sah er ganz am Ende des langen Ganges etwas Weißes aufleuchten. Er eilte darauf zu und sah sich einer der jüngsten Schwestern gegenüber, die in der Todesangst aus ihrer Zelle herausgestürzt war, mit nichts als ihrem Hemde bekleidet, um irgendwo Schutz und Hilfe zu suchen, und nun nicht mehr hatte zurück-eilen können. Als er auf sie zukam, schrie sie laut auf und knauernte sich in die Ecke.

„Ich tue Euch nichts!“ herrschte er sie an. „Wo ist die Schwester Ursula Lachenper?“

Die Nonne deutete mit zitternder Hand auf eine nahegelegene Tür. Mit einem Satz sprang Meyenburg darauf zu, denn er hörte schon polternde Schritte die Treppe hinaufkommen.

„Ursula!“ rief er. „Ich bin hier, Michael! Du hast mich gerufen, und ich führe dich fort. Komm heraus und gehe mit mir!“

Erst nach einem nochmaligen Klopfen und Rufen öffnete sich die Tür, und Ursula trat heraus, am ganzen Körper zitternd, und totenblaß. „Was ist das, Michael? Wie kommst du hierher?“ flüsterte sie in höchster Angst.

„Das wirst du erfahren. Jetzt ist keine Zeit dazu. Komm, nimm meinen Arm und stütze dich fest auf mich.“

Sie gehorchte, und so brachte er sie wie durch ein Wunder unbelästigt die Treppe hinunter und durch das plündernde Volk hindurch auf die dunkle Straße hinaus und führte sie, die halb ohnmächtig an seinem Arme hing, nach dem Hause seines Freundes Lamhardt.

Die evangelische Pressewoche am Rhein.

(Schluß.)

Das Bedeutungsvollste auf dieser Konferenz war eine öffentliche Kundgebung in der großen Messehalle, wo der evangelische Erzbischof D. Söderblom - Upsala mit tiefstem Ernst über das Thema redete: „Das Apostolat der Presse“. Es waren wohl 3—4000 Menschen anwesend. Erzbischof Söderblom sprach ziemlich fließend Deutsch. Der Akzent seiner Sprache ist nicht ausländisch, sondern merkwürdig deutsch. Darin tritt die Verwandtschaft des schwedischen Volkes mit dem deutschen in die Erscheinung. Er führte etwa das Folgende aus:

„Daß man bei der Internationalen Presseausstellung einen Diener der Kirche einlade, das Wort zu ergreifen, könne nicht wundernehmen. Hier seien alle großen Nachrichtenbüros der ganzen Welt vertreten. Aber alle diese

Nachrichtenbüros seien jung und wenig umfassend im Vergleich mit dem Nachrichtenbüro, von dem hier die Rede sei. Die Kirche sei nämlich der größte, also bedeutendste Nachrichtendienst der Welt. Sie wurde gegründet, um eine Nachricht zu verbreiten (ein „angelion“), eine „gute Nachricht“ (ein „evangelion“) für die einzelnen Seelen, für die Arbeitsgruppen der Gesellschaft, für die Nationen und für alle menschlichen Verhältnisse.

Die Presse müsse eine Beziehung zu dieser „guten Botschaft“ haben, um ihre Doppelrolle, aber eng zusammenhängende Aufgabe als Spiegel und als Licht zu erfüllen. Die Presse sei leider zu einem großen Teile eine treue Widerspiegelung des Geschmacks und der Wünsche der Leser. Wenn man in der Presse die unendlichen kräftig gewürzten Beschreibungen von Verbrechen, von mehr oder weniger anstößigen Vorgängen im Privatleben, von nervenzügelnden Vergnügungen lese, so wundere man sich über den Bildungstiefstand der Menschen und der modernen Welt, und man frage sich: Wo ist der gute Geschmack, wo sind die Rechte des Privatlebens?

Sei die Presse **genötigt**, bis zu einem gewissen Grade die Geschmacksrichtung der Leser widerzuspiegeln, so würde doch ihre eigentliche Aufgabe, Spiegel zu sein, damit nicht erfüllt. Sie solle ein Spiegel der Geschichte, der Geschehnisse, der Wirklichkeit sein. Da habe die Presse eine große Aufgabe schon bei der Wahl des Stoffes. Man könne ahnen, was für eine Sicherheit des Urteils und was für eine moralische Klarheit für die Zeitung nötig seien, um bei dieser Auswahl das Richtige zu treffen, sich also nicht den schlechten Gewohnheiten und Wünschen des Publikums anzupassen, sondern im edelsten Sinne eine Dienerin der Leser und der Menschheit zu sein, ohne langweilig und daher unwirksam zu werden. Aber er, der Redner, habe auch oftmals erfahren, was für eine Mühe sich eine große wirklich verantwortungsvolle Zeitung oder ein ernster Pressedienst mache, um die Genauigkeit auch in aufsehenerregenden und darum sehr begehrten Fällen zu prüfen und festzustellen. Solche Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe stelle eine großartige Erziehung der Menschheit dar. Nur Zuverlässigkeit und kritische Wahrheitsliebe können die Presse zu einem heilsamen, gegen Fäulnis schützenden Schatz der öffentlichen Meinung und der Gesellschaft machen. Die Vermittlung von Nachrichten dürfe sich nicht der Halbwahrheit schuldig machen. Das verbiete der heilige Geist der Presse. Er wage wirklich vom „heiligen Geist der Presse“ hier zu reden, er heiße **Wahrheitsliebe**.

Der Mangel an Wahrheitsliebe gehöre zum Weltübel des Krieges, das wir mit allen Kräften verhindern und vernichten müssen. Eben hierbei habe die Presse eine nicht zu übertreibende Bedeutung. Sie könne dem Frieden auf Erden dienen, wenn sie der Genauigkeit der Wahrheit getreu bleibe und moralischen Mut habe. Somit könne sich die Presse nicht darauf beschränken, eine photographische Aufnahme zu sein. Der Spiegel genüge nicht! Es müsse auch Licht dazu kommen. Die Presse habe die hohe Aufgabe, Unwahrheit und Aufschneiderei nicht zu dulden, wie leuchtend und aufgeputzt, ja auch wie bieder und üblich sie sein mögen. Die Presse solle eine Nadel sein, welche die großen, weithin sichtbaren Eiterbeulen mit einem Strich der treffsicheren Ironie durchsteche. Es gehöre zur Aufgabe der Presse, das, was hohl ist, auch in der eigenen Partei und in der eigenen Nation zu sehen und zu richten.

Die Presse soll Gewissen sein, ein Licht aus dem Innern des Geschehens heraus. Würde die Presse glauben, daß sie nur ein scharf beobachtender und unterhaltamer Zuschauer des Ganzen sein könne, so irre sie. Die Presse muß für die Wahrheit kämpfen in der Ueberzeugung, daß die uns zugängliche Wahrheit eine innere Beziehung zu der tiefsten Wahrheit habe.

Die Presse soll das, was im großen und kleinen geschehe, richtig widerspiegeln. Eben daher dürfe sie sich nicht an das Zufällige, an das Pitante anhaften: all das ist nur eine Verzerrung der Geschichte. Die Presse habe die hohe Aufgabe, die Geschichte unserer Zeit zu schreiben. Dazu gehört Ernst.

Die Presse müsse sich solidarisch wissen mit der Menschheit, der Nation, der Geschichte, die sich vor unseren Augen abspiele. Der Redner gab dann dem Wunsche Ausdruck,

die Presse möge in dieser Hinsicht mit der Kirche zusammenarbeiten. Er glaube, daß eine von tragischem Ernst durchdrungene Weltanschauung hinter der Arbeit der Presse als Grundton liegen müsse, um damit der Gottesherrschafft in den Herzen und den Völkern in der sozialen Frage und in allen menschlichen Verhältnissen zu dienen.“

Es war eine Tat, daß Erzbischof Söderblom-Upsala das Ideal einer Presse so kräftig und terffischer vor der breiten Öffentlichkeit gekennzeichnet hat. Die „Kölnische Zeitung“ kritisiert es, daß er die Aeußerung eines Redakteurs wiedergab: „In sein Blatt könne keine Nachricht ungefärbt aufgenommen worden, denn durch unsere Spalten darf kein ungefärbtes Wasser fließen“. Aber ist das nicht die Not unserer Tage, daß fast die gesamte Presse vom Parteigeist gefärbt ist?

Lebhafter Beifall folgte den zu Herzen gehenden Worten des schwedischen Erzbischofs. Darum war es dem holländischen Minister für Arbeit, Handel und Industrie, Professor Dr. Slotemaker de Bruine, zunächst schwer, sich volles Gehör zu schaffen. Aber seine von tiefer Innlichkeit getragenen Worte drangen doch bald durch. Er zeichnete zunächst die Presse als die Führerin der öffentlichen Meinung.

Was halten die Menschen von den tiefen Fragen der Moral, der Politik, der Kirche, der Religion, Kunst und Wissenschaft? Was die Zeitung ihnen gesagt hat! „Ich habe es doch gelesen!“ Was wir trinken, Tropfen für Tropfen, Tag für Tag, ist ein Teil von uns geworden.

Sind wir alle so oberflächlich? Vielleicht nicht. Es ist im höchsten Maße erfreulich, wenn die Leser ihrer Zeitung gegenüber Kritik aufbringen. Aber das sind Ausnahmen. Keiner von uns hat Zeit, alle die Tatsachen selbst zu prüfen. Darum haben wir die Wahl, gar keine Meinung zu haben, oder die Meinung, die uns die Zeitung beibringt.

Nehme ich mir aber ein Duzend Zeitungen und studiere sie alle, um die Wahrheit zu finden, dann weiß ich gar nicht mehr, was wahr ist. Darum bekennen die meisten Menschen: Ich glaube, was die Zeitung glaubt. So ist die Zeitung die Großmacht, die Führerin der öffentlichen Meinung.

Wie sieht es nun mit der christlichen Welt- und Lebensanschauung in der Presse? Der größte Teil der Presse gibt uns Tag für Tag die Antwort: Wir wissen nicht, daß es eine christliche Lebens- und Weltanschauung gibt; wir wissen nicht, daß anständige Leute sich darum kümmern. Ein Teil der Presse bekämpft sie und der andere tut, als ob sie überhaupt nicht vorhanden wäre. Und das ist vielleicht das Schlimmste.

Eine Presse, die die Wahrheit liebt, soll andere Wege gehen. Sie hat Gutes getan,

1. wenn sie mithilft, daß die verschiedenen Völker sich gegenseitig verstehen, sich gegenseitig vorsichtig gebrauchen, und durch ihre Eigenart ergänzen.
2. Wenn sie die verschiedenen Konfessionen und Kirchen mit ihren verschiedenen geschichtlich gewordenen Formen und Fassungen einander näher bringt.
3. Wenn sie den Einfluß des **Christentums** auf das öffentliche Leben stärkt und die festen Richtlinien des Christentums gibt. Wo öffentliches Leben ist, da muß Norm sein.

Eine Idealpresse, die ihre Pflichten tut für die Öffentlichkeit, hat nur dann eine Daseinsmöglichkeit, wenn eine öffentliche Meinung vorhanden ist, die eine derartige Presse schätzen kann und schätzen will. —

Wüchste auch unsern Lesern aus diesem Bericht über die evangelische Pressewoche eins klar geworden sein: Die Presse ist die erste Großmacht unserer Zeit, und evangelische Gemeindeglieder, die ihrer evangelischen Sache dienen wollen, sollen und müssen sich mit all ihrer Kraft für ihre **evangelische Presse** einsetzen.

Wir wollen danken für unser Brot,
Wir wollen helfen in aller Not,
Wir wollen schaffen, die Kraft gibt da,
Wir wollen lieben, — Herr, hilf dazu!

Der Kongreß für Innere Mission.

Durfte im vorigen Jahre Ostpreußen die Mitglieder des Deutschen Evangelischen Kirchentages in Königsberg begrüßen und an den wichtigen Beratungen des Kirchentages teilnehmen, so haben wir dieses Mal die Freude den 42. Kongreß für Innere Mission in Königsberg in den Tagen vom 21. bis zum 25. d. Mts. zu erleben. Es ist zugleich die 80. Jahresfeier, die der Zentralauschuß für Innere Mission in Deutschland begehren darf. Hoffentlich zeigt eine zahlreiche Teilnahme der Ostpreußen den auswärtigen Kongreßteilnehmern, daß die Gedanken und Bestrebungen der Inneren Mission auch in unserer Provinz feste Wurzel gefaßt haben.

Der Kongreß beginnt am Freitag, den 21. d. Mts., abends im Dom mit einem Eröffnungsgottesdienst, bei dem Generalsuperintendent D. Jänker aus Breslau die Predigt hält. Vier Hauptversammlungen sieht die Kongreßtagung vor: am Sonnabend den 22. vormittags, dann am Montag den 24. vor- und nachmittags und auch noch am Dienstag-Vormittag. Sie finden alle im großen Saale der Stadthalle statt. Der Leiter des bayerischen Diakonissenhauses in Neuendettelsau spricht in der ersten Hauptversammlung über „Das Zeugnis vom Dienst — die Kraft der Inneren Mission“. In den weiteren Hauptversammlungen wird „Die Mitarbeit der Kirche und der Inneren Mission an der ländlichen Siedlung im deutschen Osten“ behandelt (Redner: Freiherr von Gail-Königsberg und Studiendirektor Lic. Besch-Carlshof), „Das Problem der Erziehbarkeit“ (Die modernen Erziehungstheorien und das Christentum). Die letzte Hauptversammlung bringt den Vortrag des Kölner Stadtmedizinalrats über „Die Sozialhygiene und ihr Verhältnis zur Natur und Kultur“.

Eine ganze Reihe von Sonderversammlungen folgen den Hauptversammlungen täglich. Solche Sonderversammlungen mit eingehenden Beratungen halten z. B. der Deutsch-Evangelische Verein zur Förderung der Sittlichkeit, die Diakonissenhausleiter Deutschlands, der Verband der evangelischen Wohlfahrtspflegerinnen Deutschlands, der Verband deutscher evangelischer Stadtmissionen, die Freunde der Volksmission u. a. Diesen Beratungen werden die Nachmittagsstunden gewidmet, während die Abendstunden großen öffentlichen Versammlungen dienen.

Am Abend des Sonnabend versammelt sich der Kongreß zur Eröffnungsfeier im großen Saal der Stadthalle, in deren Mittelpunkt die Eröffnungsansprache des Präsidenten, Geh.-Rat Prof. D. Seeberg-Berlin statt. Für den Sonntag ist ein Volksabend mit verschiedenen Ansprachen über den Dienst der Inneren Mission am Volke vorgesehen unter Mitwirkung der vereinigten Kirchenchöre Königsbergs. Der Montag-Abend bringt in der Schloßkirche Evangelisationsansprachen über „Der Menschen Wege zu Gott“ und „Wege Gottes zu den Menschen“.

Für die Jugend ist am Montag-Abend eine große Versammlung in der Stadthalle vorgesehen: „Was hat das Evangelium der Jugend von heute zu sagen?“ und „Was bedeutet die Kirche für die Jugend von heute?“ — auf diese Fragen werden dort zwei Vorträge die Antwort geben. Nicht unerwähnt lassen wollen wir auch noch die für den ersten Kongreßtag (22. d. Mts.) nachmittags 4.30 Uhr vorgesehene Frauenversammlung, in der Frau Maich-Stuttgart über „Die Stellung der evangelischen Frau zu den Chereformvorschlägen“ sprechen wird. Endlich wollen wir auch noch auf die Rundfunkpredigt aufmerksam machen, die am 23. d. Mts. (vorm. 9 Uhr) Geh.-Rat Prof. D. Mahling-Berlin in den Königsberger Sender sprechen wird. — Auswärtige Teilnehmer erhalten jede Auskunft, auch Kongreßteilnehmerkarten, in der Kongreßkanzlei im Vorraum der Stadthalle zu Königsberg, Vorderroßgarten 49.

Herzogswalder Pfarrhausgeschichte.

IX. Der Rationalistenpfarrer Schliepstein.

Mit dem Ende des Jahrhunderts scheint eine Unruhe den Pfarrerstand ergriffen zu haben. Sie halten nicht lange auf einer Stelle aus. Die ersten Herzogswalder

Pfarrer waren in Herzogswalde mehr als 40 Jahre gewesen. Das Leben war wohl schwerer gewesen, — sie machten sich nicht viel Gedanken darüber. Nur, in der Zeit des Rationalismus, wo die Ratio, die Vernunft, alleinbestimmend war, zerteilte man die Vorteile und Nachteile jeder Stelle mit grübelnden Gedanken, meinte auf der nächsten Stelle glückseliger leben zu können. Also kam als Nachfolger Horns der Rationalist Schliepstein.

Geboren war er am 9. März 1760 zu Livve-Dehmold. Studiert hatte er von 1779—1783 in Halle. Dort hatte er die erste Erziehungsstelle beim Oberst von Thadden, die zweite in Hamburg im berühmten Erziehungsinstitut des Professor Tzopp. 1784 finden wir ihn als Lehrer am großen königlichen Waisenhaus in Potsdam. 1786 siedelte er als Festungs- und Garnisonprediger nach Spandau über. Von 1789 ab finden wir ihn als Feldprediger beim Kavallerieregiment von Dallwitz in Ratibor in Schlesien.

Am 15. Januar 1792 bot ihm Minister Wöllner die Herzogswalder Pfarrstelle an. Er nahm sie an.

Mit großen Erwartungen traf er in der Erntezeit, am 16. August desselben Jahres, in Herzogswalde ein. Die erste ging ihm am 29. Oktober in Erfüllung, als ihm sein erstes Töchterlein zwei Monate nach der langen Wagenreise von Schlesien hierher geboren ward.

Das Pfarrhaus war mittlerweile fast 50 Jahre alt und erforderte Reparaturen. Das ist nichts Merkwürdiges und brauchte nicht erwähnt werden. Und doch muß es geschehen, um eine Vorstellung von der Umständlichkeit Schliepsteins zu bekommen.

Am baufälligsten war die Pfarrhaustreppe, sie hing schief und war mit Klöben gestützt. Statt die paar Bohlen aus dem Pfarrwald zu holen und sie ausbessern zu lassen, denkt er mit Vernunft lange nach und kommt zu dem Entschluß, einen Bericht an die Behörde aufzusetzen. Er schrieb und schrieb, und über den langen Instanzenweg zögerte sich die Angelegenheit immer weiter hinaus.

Tief verschneit lag die Unglückstreppe, es war Neujahr 1801 vorbei, da begann Schliepstein einen neuen Schreibebrief:

„Wohl und Hochedelgeborener, zur Königlich-Ostpreussischen-Kreis-Justiz-Kommission Hochgeordnete Herren Kreis-Justiz-Rat und Herr Kreis-Justiz-Aktuarus! Es verbrieft und ärgert mich selbst am meisten, daß die solange verzögerte Bauangelegenheit der hiesigen Widder — es werden nun am bevorstehenden 12. Mai drei Jahre, als weiland der Landbaumeister Winkelmann die Schadenstände hier aufnahm — zuletzt auch noch bei mir Verzögerung hat finden müssen, und . . .“

Also, lieber Leser, noch sechs eng beschriebene Zeilen, und dann erst ist der erste Satz zuende; 6 Zeilen Nichtigkeiten darauf, und nun geht es weiter:

„. . . da ich dermaßen mit Schreibereien, nach den Aufforderungen und Veranlassungen verschiedener vorgesetzter Behörden, überhäuft, daß, wenn es beständig so fortgehen sollte, ich mir selbst, sowie dem König es schuldig wäre, das Predigtamt, das dabei nicht gehörig abgewartet werden kann, — denn zusammenhängende vernünftige Vorträge, zweckmäßige gründliche Unterweisung der Jugend im Christentum und dergleichen sind Sachen, die gedacht, durchdacht, ausgearbeitet werden müssen, und das fällt weg, wenn dem Prediger alle seine Zeit, oder der größte Teil derselben geraubt wird, — niederzulegen und mich um einen Posten zu bewerben, in welchem ich gewisse, bestimmte, übersehbare Arbeiten zu verrichten hätte, und wenn diese von mir verrichtet worden wären, ich nicht beständig neuen Zumutungen, ohne neue Ermunterungen, entgegensehen dürfte. Vielleicht, und die göttliche Vorsehung spreche Ja und Amen zu diesem. Vielleicht, wird es in dem neuen Jahrhundert, in welchem so vieles durchaus anders werden muß, auch darin anders und besser, daß die Prediger hier und da nicht mehr als Schreiber und Abschreiber, sondern, wie sie es sein sollten und müßten, als Denker betrachtet werden. . .“

Lieber Leser, es folgen 85 weitere Zeilen, eng geschrieben, bis nun der Kern des Schreibens kommt:

„. . . und es erfolgte ein Unglück, im Herbst 1796. Meine Frau nämlich, mit ihrem kleinen Kinde, meiner jetzt fünfjährigen Tochter, auf dem Arm, brach mit der Treppe, beim Hinuntergehen ein, und beide wurden merk-

lich beschädigt, die Mutter am Arm, und das Kind an der Wange.“

Es folgen weitere 52 Schlußzeilen, und dann lesen wir: „Ich fühle mich nur angeregt, Euer Wohl- und Hoch- edelgeboren darum von diesem allen eine etwas umständliche Anzeige zu machen. . .“

Das Kreis-Justiz-Amt fühlte sich durch dieses langatmige Schreiben nicht angeregt, sondern schon beim Lesen abgespannt und antwortete:

„. . . Uebrigens wünschen wir, daß Euer Wohllehrwürden in Sachen, die keiner weitläufigen Erörterungen bedürfen, Ihre Berichte möglichst kürzer fassen, wodurch wir sowohl in Ansehung des Durchlesens, als auch Euer Wohllehrwürden mehr Muße — deren Mangel sie überdem äußern — zu anderen Geschäften gewinnen dürften.“

Schliepsteins Predigtweise war nicht minder langatmig. Es war die Zeit, wo man von der „Aufklärung“ alles Heil erhoffte. So predigte Schliepstein bei einer Visitation über das Thema: „Man soll die Kinder fleißig zur Schule schicken, und dadurch, wie es ihre Pflicht ist, ihre Seelen retten!“ Andermal lautete das Thema: „Die Menschen sollen die von Gott verliehenen schönen Anlagen und Kräfte mit Fleiß ausbilden und sich der Vollkommenheit und Glückseligkeit nähern.“ Und das führt er nun so weiterschweifig aus, daß es dem Erzpriester zuviel wurde: i. J. 1800 rügte er die Länge der Visitationspredigt. —

Schliepstein, der Lippe-Dehmolder, hat im schönen ostpreußischen Oberland nicht Wurzel fassen können. Er schreibt oft „von seinem Heimweh für sein geliebtes teutsches Vaterland.“

Es war der Frühling 1803 gekommen. Die Bäcklein vom Tauchnee eilten ins Tal, und mächtig rauschte der Dorfsbach vom Egelsee durch Herzogswalde. Die Linden hatten große Knospen, der Klevergarten Horns sah wie ein neugewebter grüner Teppich aus mit tausend Gänjblümlein darauf. Voll neuer Hoffnung auf ein gutes Getreidejahr zogen die Bauern den Holzpfug aus dem Schoppen und stürzten die Schollen und bereiteten der Sommerfaat ein weiches Saalbeet. Da schrieb Schliepstein dem Ostpreußischen Staats-Ministerium, er gebe die Stelle zu Michaeli auf und ziehe weiter, zurück ins Reich.

In Elbing richtete er eine höhere Mädchenschule ein, trat dann bei Ausbruch des Unglücklichen Krieges 1806 als Feldprediger ins Kalkreuthische Infanterieregiment. Nach dem Kriegsende wurde er Garnisonprediger in Berlin.

Mehr Verständnis für die Taubstummen.

(Schluß.)

Nun einiges vom Unterricht selbst, wie er jetzt in den Taubstummenanstalten gehandhabt wird, und worin er besteht. Er beginnt damit, daß die kleinen Taubstummen gelehrt werden, Laute zu bilden und sich der Lautsprache zu bedienen, indem sie dem Lehrer die Worte vom Munde ablesen und selbst nachsprechen. Die Möglichkeit, trotz des Mangels des Gehörs eine Lautsprache zu erlernen, erklärt sich daraus, daß die Sprache auch auf sichtbaren, am Munde des Sprechenden sich abspielenden Bewegungen und auf absehbaren Erscheinungen am Kehlkopf und an den sonstigen Sprechwerkzeugen beruht. Diese Arbeit ist äußerst mühsam und erfordert von den Lehrern sehr viel Geduld und Selbstverleugnung. Zugleich mit der Lautbildung lernen die Kinder auch die (die betreffenden Laute bezeichnenden) Buchstaben und Worte, deren Sinn auf anschauliche Weise gedeutet wird, schreiben. Ueberhaupt geht der Sprachunterricht mit dem Schreibunterricht Hand in Hand, so daß die Kinder sich eine große Gewandtheit im Schreiben aneignen. Mit dem vierten Unterrichtsjahr sind sie schon soweit in der Laut- und Schriftsprache gefördert, daß sie (mit Ausnahme von Musik und Gesang) in allen denselben Fächern unterrichtet werden wie in der Volksschule. Der Unterricht ist ganz besonders auf die Pflege der Kinderseelen eingestellt. Im letzten Unterrichtsjahre werden aber die Kinder noch zur Einsegnung vorbereitet.

Für die Schulentlassenen findet in der Anstalt noch ein Fortbildungsschulunterricht statt. Für die Mädchen der drei ostpreußischen Taubstummenanstalten ist eine Gewerbechule angegliedert worden, die für Damenschneiderei und Hauswirtschaft eine ordnungsmäßige Ausbildung über-

nimmt und für volle Erwerbstüchtigkeit Sorge trägt. Mittellose erhalten (auf Grund der Reichsfürsorgeordnung vom 13. Februar 1924) die nötigen Beihilfen durch die Bezirksfürsorgeverbände und Kreiswohlfahrtsämter. Die schulentlassenen Knaben erlernen (meist mit Unterstützung der Bezirksfürsorgeverbände) ein Handwerk im freien Beruf. Die Statistik ergibt, daß 98 Prozent aller Taubstummen erwerbsfähig werden. Den Alten und Arbeitsunfähigen gewährt das Taubstummenheim in Königsberg eine schön eingerichtete Unterkunft.

Von dem Leben in den Anstalten — ich möchte besonders von der Königsberger Anstalt, die ich persönlich kennen gelernt habe, sprechen — ist nur das Allerbeste zu sagen. In der ganzen Anstalt, in den Klassen, in den Gängen, auf den Treppen, in den Schlafräumen und Speisesälen und Waschräumen der Kinder, in den Küchen und allen sonstigen Räumen herrscht eine vorbildliche Ordnung und eine peinliche Sauberkeit. Die Behandlung der Kinder ist liebevoll, die Verpflegung ist sehr gut. Die Leitung der ganzen Anstalt liegt in den bewährten Händen von Herrn Schulrat Krafft, der sie auf die jetzige Höhe gebracht hat und sie mit großer Umsicht, mit unermüdblicher Tatkraft und hingebender Liebe leitet.

Haben wir aber in unserer Provinz so vorbildlich eingerichtete Anstalten für die Taubstummen, so ist es die selbstverständliche Pflicht für uns alle, dafür zu sorgen, daß alle Eltern taubstummer Kinder rechtzeitig aufgeklärt werden und ihre Kinder mit Freude zur Ausbildung in die Anstalten geben.

Zu erwähnen ist noch, daß auch die Seelsorge an den Taubstummen dank der Fürsorge des Evangelischen Konsistoriums in unserer Provinz vorbildlich geordnet ist. Es werden in Zwischenräumen von einigen Jahren besondere Taubstummenlehrgänge für Geistliche in der Taubstummenanstalt zu Königsberg veranstaltet, um die Geistlichen für die Taubstummenseelsorge vorzubereiten. Ein jeder Kirchenkreis in unserer Provinz hat mindestens einen Taubstummenseelsorger.

Zum Schluß noch einige Worte über die Organisation der Taubstummen. Taubstummenvereine bestehen schon seit 50 Jahren. In Königsberg z. B. gibt es jetzt 8 Taubstummenvereine. Diese kleineren örtlichen Vereine haben sich zusammengeschlossen zum Landesverband Ostpreußens, Sitz Königsberg. Der Landesverband hat sich seinerseits wiederum dem Reichsverband der Gehörlosen Deutschlands (Sitz Berlin) angeschlossen.

Nur 10 Prozent Dankbarkeit.

Wie kann man nur am Erntedankfest zu Hause bleiben, wenn die Glocken in der Frühe zum Gotteshause rufen? Eigentlich müßten an diesem Tage alle Hausväter und Hausmütter in der Kirche sein! Bei vielen wird der Grund ihres Fehlens einfach der sein: sie wußten nicht, daß am Sonntag nach Michaelis Erntedankfest gefeiert wird. Bei den meisten aber ist es ein anderer Grund.

Weshalb kam von den zehn geheilten Aussätzigen nur einer zurück, um ihm zu danken? 90 Prozent von ihnen waren eben undankbar, und nur 10 Prozent dankbar. Ist dieses ungünstige Zahlenverhältnis heute besser geworden? Möglich, aber wenig wahrscheinlich. Denn erstens: Wiederumkehren und Gott die Ehre geben, verjämmt natürlich, und wie groß mag wohl die Zahl derer sein, denen der Gottesdienst ein Zeitverräumnis ist, weil sie am Sonntag etwas Besseres zu tun wissen, als zur Kirche zu gehen (z. B. Ruhe, Erholung, Ausflüge, Vergnügen u. dergl.). Und zweitens: Singen und Beten allein tut's freilich nicht, sondern das dankerfüllte Herz, aus dem solches aufsteigt. Wie viel Christen aber haben es gelernt, dem Allmächtigen Dank zu sagen zu allen Zeiten und an allen Orten?

Wer's aber gelernt hat, der trete in das Fähnlein der Dankbaren am Erntedankfest freudig ein, deren Losung und Bekenntnis ist:

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?

Sollt' ich ihm nicht dankbar sein?

Denn ich seh' in allen Dingen wie so gut Er's mit mir mein!

Was ich in einem Gasthaus entdeckte.

Ein Freund unseres Blattes schickt uns folgende Zeilen, die zwar etwas „deutlich“ geschrieben sind, die wir aber trotzdem unsern Lesern nicht vorenthalten möchten.

Es gibt Dinge, über die unter feinen Leuten nicht viel gesprochen wird, weil sie selbstverständlich sind. So stoßert z. B. der feine Mann beim Essen nicht auf dem Teller herum und schmeißt dazu, sondern ißt manierlich und ruhig. Auch anderes versteht sich von selbst. Ein ordentlicher Mensch ist sauber am Körper und sauber in seiner Gesinnung. Hundertertei könnte man nennen. Um nur noch eins hervorzuheben: es ist eine selbstverständliche Sache bei uns geworden, daß in den meisten Familien der Evangelische Hauskalender ein richtiger Familienfreund ist.

Aber neulich habe ich etwas gesehen, was ich sonst noch nicht antraf. Ich war auf Reisen und kam am späten Nachmittag im Dörschen R. an. Durstig wie ich war, sprach ich in einer Wirtschaft an. Das Bier war warm wie sonst etwas und schmeckte, Raß und Hund zu vergiften. Das wird aber wohl an meinem Geschmack gelegen haben, denn ich für meine Person trinke nun mal ein gutes Glas Milch lieber als manches kleine Helle. Es ist auch gesünder. Aber was war zu machen, Milch gab es nicht und so war ich bei schlechtem Bier gelandet.

Doch, was seh ich da mit einem Mal an der Wand? Ein gelber Umschlag mit schwarzer Zeichnung? Das kommt mir doch so bekannt vor? Das ist? ... ja richtig, das ist der Evangelische Hauskalender für die Ostmark von diesem Jahr. Das erste Mal, als er erschien, da war er blau, das zweite Mal rot, das dritte Mal hellgrün und in diesem Jahre gelb; für das Jahr 1929 (er ist nämlich sieben erschienen) hat er die dunkelgrüne Farbe erhalten. Das bezieht sich aber bloß auf den Umschlag, in seinem Inhalt war er immer tadellos weiß, sauber, daß jeder ihn lesen kann bis zu den Anzeigen hin, und politisch — wie unser Hindenburg — weder blau noch rot noch schwarz, sondern alle Evangelischen, alle Parteien zur Einigkeit und zum Frieden rufend. Und nun hängt tatsächlich dieser Evangelische Hauskalender in der Wirtschaft zur Linde im Gastzimmer aus. Der Wirt hat gemerkt, daß bei schlechtem Wetter die Gäste mitunter lesen wollen und so hat er dem Evangelischen Hauskalender ein Bändchen durchgezogen und ihn in seiner Gaststube aufgehängt.

Nicht wahr, lieber Leser, auch du bist zuerst am Staunen wie ich. Na nun, der Evangelische Hauskalender in einer Wirtschaft? Am liebsten machten wir noch ein Fragezeichen? Aber dann wollen wir beide feste sagen: Jawohl, auch in die Gaststube gehört der Evangelische Hauskalender. Man muß daraus nur keine Geschichte machen. Dann ist das die allernatürlichste Sache von der Welt. Ich bin ein Feind von allen Reklamekristen, die in ihrer Stube 20 Sprüche auf einmal haben. Lieber drei oder vier, und dafür dann Lieblingsprüche, die auch im Herzen geschrieben sind und die wie Anker die Seele auf ewigem Grunde halten, wenn die Stürme toben. Aber ebenso greulich sind mir die Listenkristen, deren evangelischer Glaube nur aus der Liste beim Gemeindevorsteher zu sehen ist, sonst spürt und merkt man nichts von ihm. Mir ist da immer das Heilandswort im Sinn von dem Licht, das wir sein sollen. Keine Reklame mit unserm Christentum machen, aber auch nicht das Licht verstecken, sondern leuchten, so wie selbstverständlich ein Licht leuchtet und scheint, wenn's überhaupt im Brennen ist. So ein selbstverständlicher Lichtstrahl vom Christsein des Wirtes oder vielleicht seiner Frau (?) war mir der Evangelische Hauskalender dort in R. in der Gaststube.

Mir scheint, man braucht dies nur zu erzählen, und gleich bekommen noch ein paar Wirte Lust, den Hauskalender fürs nächste Jahr auch in ihrer Gaststube aufzuhängen. Gar kein Aufhebens machen; hingängen, basta! Und vielleicht gilt das Gleiche für unsere Friseurstuben und wo man sonst noch warten muß, im Wartezimmer des Arztes oder wo es sonst noch sei. Das weiß der freundliche Leser besser als ich. Nur hängen muß er, ohne viel Aufhebens, einfach hängen. Theodor R.

Bibellesetafel.

16. Sonntag n. Trin., den 23. September 1928.

Evangelien: Luk. 7, 11—17 und Matth. 11, 25—30;
Episteln: Eph. 3, 13—21 und Hebr. 12, 18—24;
Altes Testament: Job 5, 17—26.

23. Sept. Phil. 1, 1—11. Im Leiden dankbar.
24. Sept. Phil. 1, 12—26. Im Dienste Christi.
25. Sept. Phil. 1, 27—30. Treue bis zum Ende.
26. Sept. Phil. 2, 1—11. Christus ähnlich werden.
27. Sept. Phil. 2, 12—18. Gehorsam gegen Gott.
28. Sept. Phil. 2, 19—30. Die Mitarbeiter des Apostels.
29. Sept. Phil. 3, 1—11. Nicht den Weg verlieren.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Elbinger Missionsnachrichten.

Am 20. August fand der alljährliche Ausflug des Missions-Nähvereins zu Heilig-Drei-Königen nach dem Vereinshof bei Hassschlößchen statt. Die Losung war ausgegeben: Es wird gefahren auch trotz Hagel und Regen. Und siehe, es war das herrlichste Wetter, als wir in den Zug stiegen. Im Vereinshof erwartete uns eine mit Feld- und Waldblumen schön geschmückte Kaffeetafel, die für 88 Teilnehmer gedeckt war. Unter fröhlichen Lobgesängen nahmen wir den köstlich mundenden Kaffee ein. Hieran schloß sich eine herrliche Wanderung, die verschönt wurde durch die Vorträge des Gitarrenchors, welche schlossen mit dem Liede: Läute mein Glöcklein nur zu, begleitet von dem Glodengeläute, welches Herr Albien auf seiner Gitarre so lieblich erklingen ließ. Alle stimmten mit ein: Laßt die Sonne nur sinken, auch in der dunkelsten Nacht Gottes Sternlein blinken, halten treuliche Wacht. Zum Vereinshof zurückgekehrt, wurde ein kleines Ballspiel veranstaltet und jede Teilnehmerin wurde durch die ihr zugeworfene Gabe erfreut. Sodann hielt Pfarrer Tiemann eine Ansprache über 1. Samuelis 2, 1: „Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn; denn ich freue mich deines Heils“, und forderte zu weiterer Mitarbeit in der Mission auf. Fröhlichen und dankbaren Herzens zogen wir heim, bengalische Flammen leuchteten zum Abschied an der gastlichen Stätte auf, ebenso am Kriegerdenkmal, wo wir den Vers anstimmten: Deutschland, Deutschland über alles und im Unglück nun erst recht! —

Am Donnerstag, den 6. September, sprach Fräulein Tintemann, welche vor kurzem mit 15 anderen Missionsgeschwistern für den Dienst in der Berliner Missionsgesellschaft nach China abgeordnet und ausgesegnet ist, zu den Mitgliedern unserer Jungmädchenvereine; am Sonnabend, den 8. September sprach sie in der Wochenendfeier der Heilig-Drei-Königengemeinde zu der gesamten Elbinger Missionsgemeinde und legte ein Zeugnis ab, wie der Herr sie gerufen und für den Dienst an der Mission gewonnen hatte. Unsere Gebete und tatkräftige Mithilfe sollen sie begleiten, wenn sie am 16. Oktober in das 450 Millionen-Land der Chinesen mit seinen Gefahren und Nöten abreißt. Die Sammlung am Ausgang ergab den Betrag von 79,10 Mk. für die Berliner Mission. Tiemann, Pfr.

Alter Ev. Männer- und Jünglingsverein zur Heimat.

Mit Beginn des Winterprogramms fand am Sonntag, den 9. September der erste Familienabend des Vereins statt. Der zahlreiche Besuch bewies das Interesse für diese Veranstaltung. Der im Mittelpunkt des Abends stehende Vortrag, „Die Geschichte des ev. Jungmännerwerkes“ führte die Erschienenen in das Wesen der ev. Jugendbewegung ein, und wurde durch den Vortrag klare Zielsetzung der Bewegung gegeben. Evangelische Jugend will keinen losen Zusammenschluß, sondern bildet eine feste Lebensgemeinschaft im Rahmen der christlichen Kirche. Auch ist die Bewegung keine Winkelzacke, sondern eine fest organisierte Gemeinschaft, an deren Spitze bedeutende Persönlichkeiten stehen. Zur Zeit beträgt die Mitgliederzahl 1½ Millionen. Evangelische Jugend ist nicht einseitig, sondern recht vielseitig. Sie hat aber neben den vielseitigen Interessen ein ganz besonderes Interesse, und dieses steht im Mittelpunkt der Sache. Es ist das Wort Gottes, um das sich die Jugend bewegt. Sie will in demselben den König Jesus anschauen und im Gedächtnis behalten.

Im Anschluß an den Vortrag wurden Bilder aus dem Vereinsleben des hiesigen Vereins vorgeführt. Die Zuschauer durften sich von der geleisteten Arbeit, die diesmal nicht auf Papier, sondern auf der Leinwand zu finden war, überzeugen. Ernste und heitere Bilder zogen an dem Auge des Zuschauers vorüber. Stille Freude wurde hier und da ausgelöst.

Vorbei ist der schöne Abend. Neue Aufgaben sind zu erfüllen, neue Probleme zu lösen. Der Kampf wird ernst. Satan bietet alle Kräfte auf. Hier und da erhebt er das Haupt. Doch glauben wir, daß Jesus Christus, der da gestern war, auch in Ewigkeit derselbe sein wird und uns Sieg geben wird.

Hendek, Jugendsekretär.

Der Kreisverband der evang. Jugendvereine unternimmt am Sonntag, den 30. September d. Js., morgens 6,30 Uhr mit Dampfer Möwe eine Sonderfahrt nach Frauenburg zur Teilnahme am 100-jährigen Jubeltag der dortigen Gemeinde. Allseitige Beteiligung ist erwünscht. Fahrkarten zu 1,— RM. (hin und zurück) im Vorverkauf für Erwachsene in der Cv. Buchhandlung (Junferstr.) und im Gemeindehause von Heil. Leichnam. Am Dampfer beträgt der Fahrpreis 1,50 RM. Berger.

Neuheide.

Sonntag, den 23. September 1928 (16. S. n. Trin): 9,30 Uhr Gottesdienst; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.

Getauft: 1 Knabe, 2 Mädchen, (1 Haustaufe).

Getraut: Arbeiter Johannes, Heinrich Thiede mit Johanna, Helene Wendt, ohne Beruf, in Hafendorf; Hofbesitzer Johannes Fiedler in Neuendorf-Höhe mit Hofbesizerochter Lotte Alara Liedtke aus Kl. Wickerau.

Gestorben: 15. 9. Witwe Henriette Heinrichs geb. Bähr in Fichtthorst, 90 Jahre 10 Monate alt, beerdigt 19. 9. — 1. Petri 1, 3—9.

Am nächsten Sonntag, am Erntedankfest wird nach dem Gottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl gefeiert werden, und vom 1. Oktober an das ganze Winterhalbjahr hindurch nach jedem Gottesdienst.

Pomehrensdorf.

Es ist auch in diesem Jahre eine Erntedankspende einzusammeln. Eigentlich soll sie nach dem vom Provinzialverein für Innere Mission aufgestellten Plan dem Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg zugute kommen. Da aber der Transport der geschnittenen Gegenstände einige Schwierigkeiten verursachen würde, wollen wir lieber wie bisher das Diakonissenkrankenhaus in Elbing mit unseren Gaben bedenken. Die Ernte ist in diesem Jahre, Gott Lob, ziemlich reichlich ausgefallen. Es wird daher, so hoffe ich, wohl niemand sich von der Beteiligung an der Erntedankspende, die für die Anstalten der Inneren Mission eine Lebensnotwendigkeit ist, ausschließen. Die Herren Gemeindevorsteher werden die Güte haben, die Gaben einzusammeln und für ihre Ablieferung zu sorgen. In Pomehrensdorf ist der Sammelplatz wieder das Gehöft des Hofbesizers Herrn Emil Böhnte. Die Verhandlungen, betreffend die Einsparung von Klein Stoboy nach Pomehrensdorf, werden demnächst wieder aufgenommen. Da der überwiegende größte Teil der Bewohner von Kl. Stoboy den Wunsch hat, kirchlich von Pomehrensdorf aus versorgt zu werden, wird die Einsparung sich leicht durchführen lassen.

Der Evangelische Hauskalender für die Ostmark für 1929 ist erschienen und beim Pfarramt für 50 Pfg. erhältlich. In ansehung des geringen Preises und des wirklich gediegenen Inhalts ist seine Anschaffung sehr zu empfehlen. Im vorigen Jahre wurden 77 Exemplare abgesetzt, allerdings wurden eine Anzahl Exemplare verschickt. Dieser Kalender will den anderen (Raiffeisen- und Kriegervereinskalender, bezw. den landwirtschaftlichen Kalendern) keine Konkurrenz machen. Die paar Groschen kann wohl fast jeder opfern für ein wirklich gutes Buch, das ihm reichen Gewinn bringen wird für Herz und Gemüt.

Es ist mehrfach darüber Klage geführt worden, daß nach den Begräbnissen im Gasthause bisweilen zu reichlich dem Alkohol zugesprochen wird. Sollte das wirklich der Fall sein, so möchte ich

die herzliche Bitte aussprechen, daß dies in Zukunft unterbleibt. Es ist nicht nötig, und es wird auch gar nicht erwartet, daß derjenige, welcher die Kosten des Begräbnisses und auch die alkoholischen Getränke bezahlt, den Teilnehmern am Begräbnis, die sich im Gasthause einfinden, in übermäßiger Weise alkoholische Getränke verabfolgen läßt, wodurch ganz unnötigerweise der Völlerei Vorschub geleistet wird. Andererseits sollten die betreffenden Gemeindeglieder den guten Ruf des Kirchspiels Pomehrensdorf, in welchem, Gott sei Dank, in jeder Familie — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — eine lobenswerte Mäßigkeit und Enthaltbarkeit herrscht, nicht schädigen.

Gaben: 3 Mk. für das Krüppelheim in Angerburg von Schmiedemeister Buttgeret in Kl. Stoboy. Herzlichen Dank.

Am 30. September (Erntedanksonntag) findet die Feier des heiligen Abendmahls statt.

Schon jetzt sei darauf hingewiesen, daß in der Adventszeit im Saale des Herrn Balzweit ein großer Missionsfamilienabend stattfinden wird. Unter anderem wird von Herrn Pfarrer Tiemann-Elbing ein Missionsfilm gezeigt werden.

Die Kirchensteuer für das Rechnungsjahr 1928 sind auf 15 Prozent der Einkommen- und der Grundvermögenssteuer festgesetzt, zahlbar in zwei Raten.

Am 23. September (16. Sonntag nach Trinitatis) wird Herr Pfarrer Holland aus Pr. Mark um 2 Uhr in unserer Kirche einen Gottesdienst halten, da der Ortspfarrer verreist ist und erst am 26. oder 27. September heimkehrt. Vormittags ist kein Gottesdienst.

Pr. Mark.

Am 10. September wurde die Hofbesitzerfrau Wilhelmine Hahn aus Woelitz im Alter von 46½ Jahren aus diesem Erdenleben abgerufen. Am 13. September wurde die Entschlafene auf unserm Friedhof beerdigt. Sie ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte ihr! —

Am Sonntag, den 23. September findet keine Versammlung des Cv. Jungmädchenvereins statt, da Pfarrer Holland in Pomehrensdorf nachmittag Gottesdienst hält. —

Die Feier des Erntedankfestes werden wir für unsere Gemeinde wohl verlegen müssen, bis unsere Kirche in Ordnung gebracht ist, da der Schulraum in Pr. Mark für einen Erntedankfestgottesdienst natürlich viel zu klein ist. —

Aus der Herstellung einer Drainageleitung um unsere Kirche wird gemäß Verfügung der Preussischen Regierung für dieses Jahr nichts mehr werden. Die Regierung hat hierüber an den Gemeindefkirchenrat geschrieben: „Die Ausführung einer Drainageleitung um die Kirche, die auch wir für erwünscht halten, muß bis zum nächsten Jahr verschoben werden. Ueber die Art der Anlage wird im nächsten Frühjahr an Ort und Stelle verhandelt werden.“ —

Wie schon in dem Pomehrensdorfer Bericht zu lesen war, ist der neue „Evangelische Hauskalender für die Ostmark“ erschienen. Er bringt schöne Geschichten und vieles andere Gute und Lesenswerte. Preis wie in den vergangenen Jahren: 50 Pfennige. Jeder, welcher den Kalender haben will, braucht das nur dem Konfirmandenkind zu sagen, das ihm das Gemeindeblatt ins Haus bringt. Dann erhält er den Kalender ins Haus geliefert. —

Auch unsere Gemeinde wird selbstverständlich in diesem Jahr wieder eine Erntedankspende einsammeln. Die kirchlichen Körperschaften werden sich in ihrer nächsten Sitzung mit dieser Angelegenheit beschäftigen. Im vergangenen Jahre war die Erntedankspende für unsere eigene Kirchenkasse zum Besten der Instandsetzungsarbeiten in der Kirche gesammelt worden. Das war eine Ausnahme, die allerdings unserer Kirchenkasse sehr gut bekommen ist. Denn da die Kirchenkasse gerade in diesem Jahr durch unvorhergesehene Ausgaben ganz unerwartet belastet wurde, wäre die Durchführung eines geordneten Kassenbetriebes ohne die vorjährige Erntedankspende nicht möglich gewesen. Aber an und für sich soll doch die Erntedankspende der Innern Mission zugute kommen, all der treuen Arbeit der christlichen Anstalten an der Linderung vieler Not und mancherlei Elends in unserm Volke. Und so werden wir die diesjährige Erntedankspende auch wieder der Innern Mission zukommen lassen. —